

A.W. v. Schlegel über Bürgers "Lenore"

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Schulfreund**

Band (Jahr): **3 (1863)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-675367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Abonnementspreis:

Jährlich Fr. 3. —
Halbjährlich „ 1. 50

N^{ro} 3.

Einrückungsgebühr:

Die Petitzeile 10 Rp.
Sendungen franko.

Berner = Schulfreund.

1. Februar

Dritter Jahrgang.

1863.

Dieses Blatt erscheint monatlich zweimal. Bestellungen nehmen alle Postämter an. In Bern die Expedition.  Alle Einsendungen sind an die Redaktion in Steffisburg zu adressiren.

 Mit der nächsten Nummer wird der Abonnementsbetrag für das erste Halbjahr 1863 durch Postnachnahme bezogen.

A. W. v. Schlegel über Bürgers „Lenore“.

In Bürgers eigenen Romanzen zeigt sich der Gehalt und die Kraft seines Geistes weit reiner, als bei den nach fremden Mustern bearbeiteten. Ihre Reihe eröffnet auf das glänzendste „Lenore“, die ihm, wenn er sonst nichts gedichtet hätte, allein die Unsterblichkeit sichern würde. Man hat gegen die Originalität der Erfindung Zweifel erregen wollen, die aber hinreichend widerlegt worden sind. Es ist ausgemacht, daß Bürger dabei nichts vorgezwungen hat als einzelne verlorne Laute eines alten Volksliedes. Lenore bleibt immer Bürgers Kleinod, der kostbare Ring, wodurch er sich der Volkspoesie, wie der Doge von Venedig dem Meere, für immer anvertraute. Mit Recht entstand in Deutschland bei ihrem Erscheinen ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Die Begünstigungen der Jugend und Neuheit gereichten allerdings dem Dichter zum Vortheil, allein es war auch an sich selbst sein glücklichster und gelungenster Wurf.

Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen

und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne erkünsteltes Beiwerk, ohne vom Ziel schweifende Ausschmückungen in die regste Handlung und fast ganz in wechselnde Reden gebracht, während welcher man die Gestalten, ohne den Beistand störender Schilderungen, sich bewegen und geberden sieht. In dem Ganzen ist eine einfache und große Anordnung: Es gliedert sich außer der kurzen Einleitung und den Uebergängen in drei Haupttheile, wovon der erste das heitere Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres darbietet und mit den beiden andern, der wilden Leidenschaft Lenorens und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den heftigsten Gegensatz macht. Diese stehen einander wiederum gegenüber. Was dort die Warnungen der Mutter, sind hier Lenorens Bangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes sich zeigt, wird sie immer gewaltsamer und eilender, und zuletzt mit einem Sturm des Grauens ihrem Untergang entgegengerissen. Auch in dem schauerlichen Theile ist alles verständig ausgespart und für den Fortgang und Schluß immer etwas zurückbehalten, was eben bei solchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit ist. Denn es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Gespenst verschwinden zu machen, gerade darauf zugehen muß. Die so tief in der menschlichen Natur gegründete Furcht vor nächtlichen Erscheinungen aus der Geisterwelt bezieht sich eigentlich auf das Unbekannte und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahnung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer schreckenden Gegenwart; und mit dieser kann der Dichter erst dann große Streiche führen, wenn er sich schon durch jene allmählig der Gemüther bemächtigt hat.*) Ohne diese Vorsicht kann ein ganzes Füllhorn von Schreckphantomen ausgeschüttet werden und es bleibt ohne die mindeste Wirkung. In der Lenore

*) Bürger erzählte, als er die eben vollendete Lenore seinem Freunde, Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg, zum ersten Male vorgelesen, habe er gewünscht, die Wirkung recht zu erproben und darum eine kleine Ueberraschung vorbereitet. Er hielt nämlich, wie von ungefähr, eine Reitgerte in der Hand, und als er an die Stelle kam:

Rasch auf ein eisern Gitterthor
Gieng's mit verhängtem Zügel,
Mit schlanker Gert' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Kegel;

ist nichts zu viel. Die vorgeführten Geistererscheinungen sind leicht und lustig, und fallen nicht in's Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei ist von dem Rabenhaare an, das sie zerrauft, jeder Zug bedeutend. Der schöne Leichtsinn, womit sie der Gestalt des Geliebten folgt; die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde lustige Ton in den Reden des Reiters; Alles spricht mit der Entschiedenheit des frischen Lebens zwischen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um so mächtiger erschüttert.

Vielleicht lassen sich von den meisten Eigenheiten, die Bürger's nachherige Manier bezeichnen, in der Lenore wenigstens Spuren und Keime auffinden. Aber eine werdende Manier, die sich noch schwebend erhält, ist eigentlich keine, und hier wird sie durch Uebereinstimmung mit dem Gegenstand gewissermaßen zum Styl erhoben. Die häufigen „Hop, hop, hop, hurre, hurre, husch, husch, husch“ u. s. w. haben am meisten Anstoß gegeben. Die altgläubigen Kritiker tadelten sie nicht mit Unrecht, aber aus dem unstatthaftern Grunde, weil sie nicht in der Büchersprache vorkommen. Sie wären vielmehr wegzuwünschen, weil es rhetorische Kunstgriffe sind, welche die Romanze verwirrt, weil sie anschaulich machen sollen und leicht wie eine unbededte kindische Lebhaftigkeit des Erzählers herauskommen. Daß der Mangel dieser Interjektionen und Onomatopöen keine Lücke hinterlassen würde, beweist am besten die vortreffliche englische Uebersetzung von Beresford, wo sie bei aller Treue ohne Schaden weggeblieben sind. Der schlechteste Vers in der Lenore scheint demnach der:

Hu hu! ein gräßlich Wunder!

Der Dichter hätte in der That seine Bestrebungen vergeblich aufgewandt, wenn die Leser noch bedürften benachrichtigt zu werden, daß das, was in dieser Strophe vorgeht, ein gräßliches Wunder ist.

Daß er die Geschichte in so neue Zeit gesetzt hat, an das Ende des siebenjährigen Krieges, ist wohl nicht zu tadeln. Wenn fabelhafte Begebenheiten gern in der Ferne der Zeiten und Orte geschehen, so nimmt man ein warnendes Beispiel dagegen am liebsten aus der

schlug er damit an eine gegenüberstehende Thür. Stolberg, damals ein Jüngling von entzündbarer Einbildungskraft, durch die vorhergehende Schilderung schon ganz ergriffen, sprang hiebei mit Entsetzen auf, als ob die geschilderte Sache wirklich unter seinen Augen vorgienge.

Nähe, und es liegt in dem Sinne des Dichters, daß das Gedicht dieses sein soll. Weniger schicklich mag der Umstand sein, daß Renorens Geliebter zu einem preussischen Krieger gemacht wird. Das führt auf ein protestantisches Land als Scene, worin man durch die Aeußerung der Mutter, er könne wohl in Ungarn seinen Glauben abgeschworen haben, bestärkt wird. Nach dem ganzen Gespräch zwischen ihr und der Tochter hingegen fällt man eher darauf, sie für katholisch erzogen zu halten, was unstreitig auch besser paßt. Doch ist diese Mißhelligkeit noch selten bemerkt worden, sie muß daher wohl nicht sehr auffallend sein.

Stenographie.

Es freut die Stenographen von Fach, zu denen auch Ihr heutiger Korrespondent zählt, daß aus der Mitte des Lehrerstandes *) wieder eine Stimme auftaucht für Befriedigung eines schon lange gefühlten Bedürfnisses. Das naive Geständniß Ihres Korrespondenten in vorletzter Nummer, daß er kein Stenograph sei, beweist — abgesehen von seiner gewiß sehr lobenswerthen Offenherzigkeit — zweierlei: einmal die hohe Achtung, die er denjenigen zollt, welche die saure, aber höchst lohnende Mühe nicht scheuten, sich diese schöne Kunst anzueignen und sein tiefes Bedauern, sich früher nicht energischer damit befaßt zu haben, — und dann das fast allgemein gefühlte und anerkannte Bedürfniß eines wesentlichen Fortschrittes in unserer Schreibkunst. Es hat nun freilich die pädagogische Presse Deutschlands und der Schweiz schon zu wiederholten Malen der Stenographie das Wort geredet, und es möchte beinahe überflüssig erscheinen, nach manchen gescheiterten Versuchen noch Proselytenmacherei zu treiben. Tausende und aber Tausende haben eingesehen, daß eine Kunst, durch welche die schnellste Rede augenblicklich auf's Papier gefesselt wird, nicht nur für unser schreib- und redelustiges Jahrhundert, sondern auch für alle Zeiten von hoher Bedeutung sei, und manches Fähnlein Currentschreiber ist in das Lager der Stenographie übergetreten. Aber ge-

*) Der geehrte Herr Einsender jener Korrespondenz ist nicht ein Lehrer, sondern gehört dem geistlichen Stande an.

Anm. d. Red.